

Augenblicke des Alltags

Bilder einer Ausstellung: Vor einem Jahrhundert revolutionierte die Leica die Fotografie

Von Annette Kraus

München (DK) Die Erfindung einer kleinen, handlichen Kamera, mit der sich Schnappschüsse machen lassen, die leise ist und die sich in eine Jackentasche stecken lässt – das war eine Revolution in der Geschichte der Fotografie. Nein, hier ist nicht das Smartphone gemeint, sondern „die ideale Kamera für den Amateur, Reporter, Touristen, Forschungsreisenden“. Mit diesen Worten wurde vor Hundert Jahren die Leica angepriesen – übrigens von einem weiblichen Model. Und tatsächlich ebnete dieser kleine Apparat auch den Frauen den Weg zur Fotografie, während die schweren Platten-Kameras eher Männersache waren. „Augen auf! 100 Jahre Leica-Fotografie“ ist der Titel einer Schau, die im Kunstfoyer der Versicherungskammer Kulturstiftung 370 Fotos aus einem Jahrhundert versammelt.

Zusammengebaut wurde der Prototyp der Leica im März 1914 von Oskar Barnack (1879–1936), dem Feinmechaniker, Hobbyfotografen und Entwicklungschef der Firma Leitz in Wetzlar. Mit seiner spiegellosen Reflexkamera fotografierte der Erfinder Menschen vor dem Berliner Dom, Hochwasser in Wetzlar, Kinder und Straßenszenen. Damit ist bereits umrissen, dass dieser handliche Apparat ideal ist für schnelle Bewegungen, die mit einer Fünfhundertstelskunde eingefroren wurden. Realisiert wurde die Produktion der Leica jedoch erst 1925, also nach dem Ersten Weltkrieg.

Anders als die schweren Platten-Kameras auf Stativ erlaubte die Leica eine Fotografie „aus dem Handgelenk“, und sie ermöglichte ungewöhnliche Perspektiven. Einen Schaufelbagger aus der Ameisen-Perspektive zu betrachten, ein Feuerwehrauto im Einsatz mit all seinen rundum ausgebreiteten Schläuchen aus der Vogelperspektive aufzunehmen und die Bewegung von Olympia-Turnern einzufrieren – all dies war jetzt möglich. Ob Frauen beim Schuhkauf 1934 oder der Bunkerbau an der deutschen Ostfront im Zweiten Weltkrieg – die Leica konnte als Liliput-Kamera überall zum Einsatz kommen.



Wie ein damaliges i-Phone: Als „Jederzeit-zur-Hand“-Kamera dokumentierte die Leica in ihren Anfangsjahren Alltagssituationen und Ereignisse wie das Hochwasser in Wetzlar 1920 (oben). Erst ab den 60er-Jahren kamen sogar Farbfotos hinzu (unten).
Foto: Versicherungskammer Kulturstiftung

Gerade diese Schnelligkeit, in der ein Objekt mit einem Auge fokussiert werden konnte, machte die Leica bald zu einem Mythos. Und so haben sich durch Veröffentlichungen in Zeitschriften auch viele Leica-Bilder ins kollektive Gedächtnis gebrannt – allen voran der tödlich getroffene Soldat, den Robert Capa am 5. September 1936 an der Cordoba-Front im Fallon fotografiert. Wenn die heutige Fototechnik darauf aus ist,

schärfer zu sehen als das menschliche Auge und großformatige Abbildungen in übergroßer Deutlichkeit die Nähe ebenso wie die Ferne abzubilden, dann sind die Aufnahmen dieser Ausstellung wohlwiegend unperfekt. Ob Modefotografie auf der Straße oder eine Brücke im Nebel, ob das Licht einer Straßenlaterne oder ein Kellner im Café: Es ist die leichte Unschärfe der Bewegung oder das weiche Licht des

Morgens, das den Reiz dieser Fotografien ausmacht.

Erst in den 1960er-Jahren entdeckten einige Fotografen die Farbe, wie etwa Fred Herzog auf einer Reise in die USA. Bis dahin genügte es, Strukturen sichtbar zu machen – und da wäre Farbigkeit eine Information zu viel gewesen. Auch heute noch suchen die Leica-Fans nach einer Bildsprache, die gleich nebenan gesprochen wird: Julia Baier entdeckt mit

ihrer Leica in Berliner Hinterhöfen Motive, die an die Kunst von Grafiken anknüpfen und dabei nur einen Augenblick aus dem alltäglichen Leben zeigen. Eine „Leica“, so Ausstellungskurator Hans Michael Kroetzle, ist eben so etwas wie ein „lebender Mythos“.

Bis zum 5. Juni, im Kunstfoyer der Versicherungskammer Kulturstiftung, Maximilianstraße 53, täglich von 9 bis 19 Uhr, Eintritt frei.

Die Mutter aller Kunstmessen

Die Art Cologne findet diese Woche zum 50. Mal statt

Von Christoph Driessen

Köln (dpa) Lisa ist lebensgroß, gänzlich nackt und sehr realistisch. Dabei sind nur die Haare echt, der Rest ist bemalte Bronze. Ein Werk des US-Künstlers John De Andrea, das gestern viele Blicke auf sich zog bei der 50. Art Cologne. Der Tenor der Besucher: toll gemacht – aber nichts fürs Wohnzimmer.

Berlin ist die wichtigste deutsche Kunstmetropole – aber die wichtigste Kunstmesse ist in Köln. Warum? Weil Köln die Kunstmesse erfunden hat. 1967 wurde sie als „Kunstmarkt Köln“ von örtlichen Galeristen gegründet und ist damit die Mutter aller Kunstmessen. Gemälde oder Skulpturen wie ganz normale Ware an Messständen anzubieten war damals eine neue Idee. „Das hatte auch international eine enorme Ausstrahlung“, erinnert sich Kasper König (72), ehemaliger Direktor des Museums Ludwig und einer der einflussreichsten Kuratoren der letzten Jahrzehnte. „Ich sehe es wie Dürer, der in Nürnberg auf dem Markt seine Holzschnitte verkaufte. Da wurde etwas ganz Neues von der Basis her geboren. Vergleichbar mit '68.“

Die Idee wurde sofort überall kopiert, zum Beispiel ein Jahr später in Basel. Heute ist mit der Art Basel die Kopie Weltspitze, nicht das Kölner Original.

Das hat wohl auch damit zu tun, dass die Kölner zeitweise nicht mehr offen genug waren und die internationale Konkurrenz eher ausschließen wollen: „Damit hat man sich etwas ins Abseits manövriert.“

Dass sich die Art Cologne mittlerweile wieder als wirklich internationale Messe versteht, ist das Verdienst ihres amerikanischen Direktors Daniel Hug, 218 Aussteller aus 24 Ländern sind diesmal dabei, darunter viele tonangebende Galeristen wie Hauser & Wirth (Zürich/New York), David Zwirner (New York) oder Perrotin (Paris). Den mit 10 000 Euro

dotierten Preis der Art Cologne bekommt morgen trotzdem ein Münchner Galerist: Raimund Thomas. In der langen Ausstellungsliste der Galerie Thomas, die 2014 ihr 50-jähriges Bestehen feierte, fänden sich fast alle Namen, die die deutsche Kunstgeschichte des 20. Jahrhunderts geprägt haben, hieß es in der Begründung der Jury. Darunter waren Max Ernst, Wassily Kandinsky und Gabriele Münter.

Die Art Cologne ist für Besucher von heute bis Donnerstag von 11 bis 19 Uhr (am Sonntag bis 18 Uhr) geöffnet.



Eindeutig ein Kürbis: „Pumpkin“ heißt denn auch die Arbeit von Yayoi Kusama (2016) auf der 50. Art Cologne. Foto: Gambarini/dpa

Luft nach oben

„Ösi Special“: Peter Gahleitner in Ingolstadt

Von Sandra-Isabel Knobloch

Ingolstadt (DK) Die 32. Ingolstädter Kabaretttage sind wirklich absolut vielseitig besetzt: Da gibt es kleine Kabarettisten und große, dicke und dünne, alte und junge, männliche und weibliche, alte Hasen und Spätzähler. Zu Letzteren zählt Peter Gahleitner, der im Rahmen des „Ösi-Special“ in der Neuen Welt auftritt. Vor vier Jahren hat er sich zum 50. Geburtstag seinen Lebensraum erfüllt und ist als Quer-einsteiger auf die Kleinkunstbühnen im Nachbarland gelangt. In seiner Rolle als frustrierter Innviertler Postler hat Peter Gahleitner aus Riedau schon einige Landsmänner zum Lachen gebracht. Nun will er auch das bayerische Publikum für sich gewinnen. Das gelingt ihm an diesem Abend in Ingolstadt nur bedingt.

Die Stimmung ist zwar trotz der wenigen Zuhörer recht zünftig, doch lachtränen-geschwängerte Schenkelklopfer sind bei Gahleitners bisher erstem Programm „Früha woar alles besa“ genauso wenig vorprogrammiert wie tief-schürfende humoristische Gedankengänge. Zu viele Kalauer und alte Witze hat der hauptberufliche Leiter des Strafvollzugs am Amt der Landesregierung von Ober-

österreich in seine Nummern eingebaut – hier nimmt vor allem die monotone Vortragweise den Schwung aus den Pointen. Eigentlich dürfte man erwarten, dass in vier Jahren Spielzeit ein Neuling nur immer besser werden kann. Doch leider wirkt Gahleitner in seiner Postbeamten-Rolle unsicher, seine Sätze sind merklich auswendig gelernt. Immerhin findet sich eine Art roter Faden in seiner Geschichte, die von der Kindheit auf dem Bauernhof („Die Mama hat dem Buben



immer ein Kotelett umgehängt, damit wenigstens der Hund mit ihm spielt.“) über die Ehe („Mia streiten ja nia – guad, mia red'n ja nix.“) bis hin zur Tätigkeit auf dem Postamt führt, wo der Beamte seine Kollegen vorstellt („Des is a Rassige: schwarze Haar, schwarze Zähne, schwarze Arbeit.“). Ein bisschen Fremdschäm ist auch angezeigt, als Gahleitner zwei aus dem Publikum für ein Bilderrätsel zu Mundart-Begriffen auf die Bühne holt: Weder sind die Begriffe besonders Mundart noch sind die Bilder besonders lustig. So kann abschließend gesagt werden, dass es jedoch für den sympatischen Innviertler noch eine Menge zu lernen und zu verbessern gibt.

Foto: Knobloch

Eisbrechers dunkle Metaphern

Von Christof Fiedler

München (DK) Die Veranstaltungshalle Zenith in München ist wohl gefüllt. An die 3000 Konzertbesucher warten auf Alexander „Alexx“ Wesselsky und seine Mannen. Die Stimmung ist bestens, immerhin haben verschiedene Vorbands schon einmal angeheizt. Und so gibt es für die Band Eisbrecher kein Eis zu brechen.

Man greift lieber gleich in die Vollen. Allgemein wird die Musik von Eisbrecher gerne unter dem Genrebegriff „Neue deutsche Härte“ verortet, auch wenn die Band um Wesselsky sich selbst so nicht sehen mag. Harter, unverzärtelte Gitarren mit Elektropopbeigaben, Texte, die sich in dunkler Metaphorik ergehen, aber dennoch mit Witz und Bissigkeit durchsetzt sind, – das ist Eisbrecher.

Deutschtümelei bei anhaltendem Hunger nach Amerikanern auf die Schippe zu nehmen gelingt Texter und Sänger Wesselsky pointiert mit dem knapp betitelten Song „This is Deutsch“. Dazu gibt es eine bissige Bühneneinlage mit Transparente tragenden Mitspielern. Das Konzertpublikum als „bunte Truppe“ zu bezeichnen wäre mehr als verfehlt. Man trägt einheitlich schwarz. Das mag der Präsenz von Eisbrecher bei zahlreichen Gothic Festivals in der Vergangenheit geschuldet sein.

Allerdings ist es der Band gelungen, sich aus der Umklammerung von Rammstein einerseits und Unheilig andererseits zu befreien und ein eigenständiges Profil zu kreieren. Tatsächlich haben die Eisbrecherkonzerte etwas Familiäres, was einer langjährig treuen Fangemeinde geschuldet ist. Die ist wohl auch dafür zuständig, dass es auf der Bühne ein besonders „goldiges“ Ereignis zu feiern gibt. Helfer tragen Bilderrahmen auf die Bühne. Es sind zwei goldene Schallplatten, die Eisbrecher für die Alben „Die Hölle muss warten“ (2012) und „Schock“ (2015) verliehen werden. Je 100 000 verkaufte Tonträger sind dafür erforderlich. Wesselsky bedankt sich beim Publikum für die treue Gefolgschaft und verweist voller Stolz auf die gefüllte Halle.

Ob man vielleicht künftig doch mal in der Olympiahalle ... orakelt Wesselsky. Er beneidet sich allerdings hinzuzufügen, dass man sich selbstverständlich vom Mainstream fernhalten werde. Das klingt nach der Quadratur des Kreises.

Anhörung zum Kulturschutz

Berlin (dpa) Das geplante Gesetz zum Schutz von Kulturgütern ist bei einer Anhörung im Bundestag auf ein geteiltes Echo gestoßen. Mehrere Experten begrüßten gestern das Vorhaben, nur wirklich einzigartige Kunstwerke mit einem Ausfuhrverbot zu belegen. Umstritten waren dagegen die neuen Sorgfaltspflichten für Kunsthändler. „Der wirtschaftliche Aufwand ist untragbar“, sagte etwa Markus Eisenbeis vom Kölner Auktionshaus Van Ham. Bei der Anhörung waren 14 Experten geladen.

Dirigent Mehta setzt auf Jugend

Tel Aviv (dpa) Junge Israelis und Palästinenser sollten nach Ansicht von Dirigent Zubin Mehta den Konflikt im Nahen Osten beilegen. „Ich denke, wir sollten es den jungen Menschen überlassen, das zu lösen“, sagte Mehta gestern in Tel Aviv. Mehta dirigierte anlässlich seines 80. Geburtstages am 29. April in dieser Woche drei Konzerte des Israelischen Philharmonieorchesters. Er war von 1998 bis 2006 GMD an der Bayerischen Staatsoper München.